

Von schweizerischer Literatur [Schluss]

Autor(en): **A.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Schweizerischer Literatur II.

(Schluß).

Den Inhalt der stark mit Welt- und Lebensanschauungsgeanken durchsetzten Tragödie „Schattens Schatten“ von Paul Hugo Luz in kurzen Zügen einleuchtend wiederzugeben, würde schwer halten; denn gerade die im Dialog der handelnden Personen vielerorts eingestreuten feinen Einzelzüge tragen zum Verständnis der leitenden Idee des Ganzen oft soviel bei, daß das ganze Werk in untrennbarem Zusammenhang, als organische Einheit betrachtet, gelesen und gewürdigt werden muß. Einige Andeutungen dessen, was der Schreiber der Tragödie eigentlich gewollt hat, werden indessen doch zu gewinnen sein. Die Idee des närrisch-symbolischen Trauerspiels ist auf einem Motive des Andersen'schen Märchens „Der Schatten“ aufgebaut, und in äußerst geschickter Weise ist das, was sich vor uns als Handlung, vielleicht aber noch mehr als Gedankengang der einzelnen, typischen Figuren abspielt, zum Spiegelbild des Närrisch-Tragischen im allgemeinen Verlaufe alles Menschenschicksals geworden. So haben wir, wenn wir überhaupt dem Sinne des Stückes einigermaßen nahe kommen und seinen Gehalt richtig deuten wollen, vor allem das *Kein=Menschliche* in Handel und Wandel, Gedanke und Wort dieser Symbolgestalten ins Auge zu fassen. Daß dieses noch nicht so ganz zu lebendigem Fleisch und Blut geworden ist, das ist vielleicht einer der wenigen Mängel, die wir an dem Werke noch auszufügen hätten. Sonst hat auch die in der früher verfaßten Trilogie noch etwas im Argen liegende Formgebung schon sehr erfreuliche Besserung erfahren, und wenn in Zukunft namentlich auch die Klarheit im Ausdrucke der wiederzugebenden Leitmotive und Gedankengänge und die sorgfältige Vermittlung der Uebergänge von Spiegelbild und Wirklichkeit, von Symbol und dessen realer Vertretung noch auf höhere, ungezwungenere Stufen gebracht werden können, so wird es dem Kunstwerke als solchem und der Erleichterung seines Verständnisses, namentlich bei der großen Zahl nicht literarisch vorgebildeter Leser, nur zum Vortheil gereichen. Stellenweise hilft uns der Dichter ja allerdings selbst durch unzweideutige Worte darauf, ihn richtig zu verstehen; wenn wir im Dialog der handelnden Personen charakteristische Aussprüche finden, wie etwa in den Reden der Fürstin Bellavista (S. 23):

„Das ist es eben.
Diese Grenzen!
Dies Unvermögen schwacher Hand,
Daß unser Wünschen weiter geht
Als unser Wollen
Und unfrem Willen



Von der Lötschbergbahn. Ingersoll-Bohrmaschine in Tätigkeit „vor Ort“.

Ebenbürtig nicht sich Können paart.
Das ist's!

Ein Glück?

Sklavenseelen mag's ja scheinen;
Freien Menschen birgt es Schmach,
Wenn ihren höchsten Träumen,
Ihrem tiefsten Trachten
Kraft und Leben fehlt,
Daß es nur Träumen, Sinnen bleibt!

oder jene Stelle (S. 92):

„Den könnt' ich lieben;

Ein Charakter lebt in seinem Leib . . .“

lesen, so wissen wir ziemlich bald, was es mit dem seltsamen Wesen jener allem Schein abholden Fürstin, die ihre Hand demjenigen verspricht, der keinen Mangel hat, und alle andern Freiwerber unbarmherzig zum Tode verurteilt, für eine Verwandnis hat. Und doch läßt auch sie, die das Leben und seine Falschheit genügend erkannt und durchschaut zu haben glaubt, sich noch täuschen und verfällt den schlauen Mänken des Schattens, der ein verlorener Sohn und frecher Egoist, nur mit dem Mangel behaftet ist, daß er selbst keinen Schatten hat. Er weiß sich aber zu helfen und gewinnt seinen Vater, den Magister Kleinram Sicherstehts und seinen Bruder Spurenkreis, deren hilfloser Gutmütigkeit er eigentlich seine Erlöse verdankt, dafür, daß sie ihm die Rolle eines „Schattens“ und „Nebenschattens“ spielen, um so die unglückliche Fürstin über sein wahres Wesen zu betriegen. Es liegt viel wahrer und tiefer Sinn gerade auch in dem Verhältnisse des Magisters zu seinen beiden ungleich gearteten Söhnen und dieser zu ihm und untereinander, der freilich sich nur dem Leser enthüllt, der durch die etwas abschreckend grotesk-barocke Oberfläche dieser seltsamen Gestalten zu dem verborgenen Kern ihres eigentlichen Wesens und ihrer besondern Bedeutung hindurchzudringen vermag, eine Aufgabe, die uns der Dichter durch ein Sichverlieren in allerlei abstrus-phantastischen Kleinram hie und da leider noch unnötig und über Gebühr erschwert hat. Dagegen lohnt es sich wohl, sich mit dem seine eigenen Wege gehenden Wollen und Können des jungen Schriftstellers auch in diesem Werke eingehend und mit Liebe zu beschäftigen; wir haben den unbestreitbaren Eindruck, daß es eine Natur ist, die uns noch viel zu sagen hat, wenn er sich auch wie der Hofnarr seines Spieles manchmal noch etwas dunkel und närrisch auszudrücken liebt. Schließlich empfinden wir es eben doch wohlthuend durch, daß dahinter ein aufrichtiges, tiefgründendes Streben, ein ehrliches, künstlerisches Schaffen steckt, und wenn, wie es allen Anschein hat, der Dichter auf dem gefundenen Wege rasch weiterschreitend diese ersten Jugendlücken — und sagen wir ruhig auch einmal Narheiten — bald hinter sich lassen wird und uns immer strengere und abgeklärtere Wahrheit und Wirklichkeit zu bieten kommt, so begrüßen wir ihn in dieser frohen Hoffnung heute noch erst recht mit den Worten seiner eigenen Schöpfung:

„Dreimal hoch die Narretei,
Ist stetsfort doch auch Ernst dabei!“

Und endlich ein Wort von einigen Dialektspielen, deren gelegentliche, baldige Beachtung wir den Leitern unserer Liebhabertheater und Volksbühnen recht sehr ans Herz legen möchten. Da ist zunächst ein leicht darstellbares, aber fröhlich wirkendes Stück zu nennen, das sich „D' Frau Wätterwald“*) betitelt und aus der Feder unseres als Lyriker wie als Novellist gleich bewährten — und hoffentlich auch bekannten — Mundart-

*) Sündliches Dialektstück in einem Akt. Aarau, Druck und Verlag von S. R. Sauerländer & Co., 1907.

dichters Joseph Reinhart stammt*). Der mit unserem einheimischen Volksleben und seinen Gebräuchen so gut vertraute Verfasser der Erzählungen „Heimelig Lüt“ (1904), „Geschichtli ab em Land“, „Stadt und Land“, „Geschichte für zum Obe-Sitz“ (1907) und des „Maitligranitzlers“ (1905) gibt uns hier in einer trefflich spielbaren Gintakterepisode eine echt volkstümlich-ländliche Begebenheit in äußerst geschickter, dramatischer Gestaltung wieder. Zwar ist es das alte Thema, wie die Liebe schließlich doch trotz allen Hemmnissen und Schwierigkeiten das Zusammenpassende und für einander Geschaffene glücklich vereinigt. Aber wie die stolzen, weitgreifenden Heiratspläne der währschafften Frau Wätterwald für ihren Sohn, den etwas schüchtern-unbeholfenen Hanssepp schließlich doch an dessen gesunder Ueberlegung scheitern und er statt der ihm von der Mutter zugeachten reichen, aber in eitler Puzsucht über die bäurischen Lebenskreise hinausstrebenden



Von der Eötschbergbahn. Lawinenschutzbauten am Südausgang des Eötschbergtunnels bei Goppenstein.

Erbin des Züntnerhofes, dem Schanettli, die ihm in stiller Liebe und Treue längst zugetane schlichte Bauernmagd, das Meiel, die bescheidene Perle des eigenen Hauses als die rechte Lebensgenossin erkennt und heimführt, das alles ist mit einer so natürlich-einfachen, heiterwirkenden Selbstverständlichkeit dargestellt und mit allerlei recht komisch wirkenden Zutaten in Reden und Situationen versehen, daß das kleine Bauernmilchstück gerade seiner guten Charakterzeichnungen und seiner Anspruchslosigkeit in der Ausführung des gegebenen Stoffes wegen bei gelegentlichen Aufführungen eines durchschlagenden Erfolges sicher sein dürfte. — In ähnlicher Weise behandelt Frau Hedwig Diezgi-Bion in ihrem kleinen berndeutschen Schwank „E kuriose Geburtstags“**) ein älteres, oft behandeltes Motiv in neuer, origineller Weise. Auf Grund einer komischen Verwechslung bei Anlaß eines Geburtstagsgeschenkes entwickelt sich ein Mißverständnis, das eifersüchtige Regungen der Mutter gegenüber ihrem Gatten, der Tochter gegenüber ihrem Liebhaber zur Folge hat. Ehe es aber bei den durch Eifersucht immer mehr erregten und verblödeten beiden Frauen zu einem ernsthaften häuslichen Zwist kommt, stellt es sich noch rechtzeitig heraus, was die harmlose Ursache all dieser Sorgen und Aufregungen war, eben das Geburtstagsgeschenk, und die vermeintliche glückliche Nebenbuhlerin stellt sich — als eine junge, krummbeinige Tackelhündin dar, auf die sich die falsch verstandenen Andeutungen eines aufgefundenen Briefes bezogen hatten, eine Lösung, die namentlich bei guter Wiedergabe der Rollen von überwältigender und doch nicht die Grenzen des feinen Scherzes überschreitender Komik sein muß.

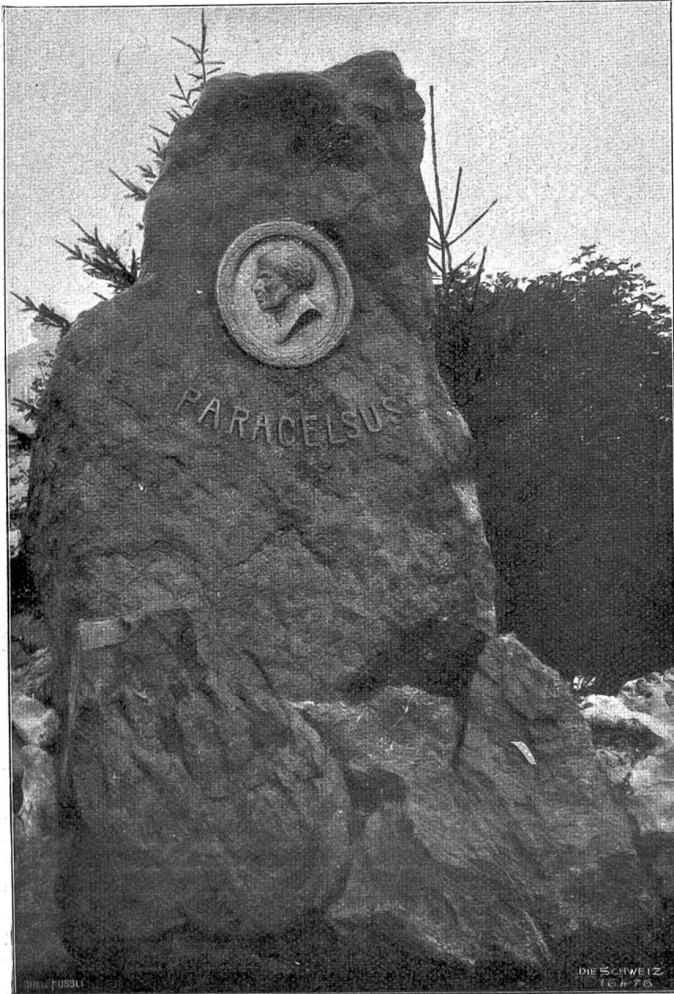
Schließlich, ehe wir von den uns heute vorliegenden Neuererscheinungen auf dem Gebiet des nationalen Schauspiels und Schwankes Abschied nehmen, noch ein Wort von einem ebenfalls recht lobenswerten Unternehmen dieser Art. Herr Professor Eduard Haug hat sich dadurch ein wahres Verdienst um unsere schweizerische Literatur erworben, daß er die durch die allzugroße Bescheidenheit ihres Dichters uns bisher vorenthalten gebliebenen Schaffhauser Dialektlustspiele von Arnold Neher aus

Tageslicht hat fördern helfen und ihnen so zur verdienten Anerkennung — hoffentlich auch in außerkantonalen Landes- und Leserkreisen — den Weg gebahnt hat. Die unter dem Titel „Schaffhuser dütsch“*) herausgegebenen, mit hübschen und eigenartigen Zeichnungen seines Landsmannes Richard Amster geschmückten Lustspiele und Schwänke aus dem Schaffhauserleben sind alles in der Stille häuslicher Zurückgezogenheit geborene Charakterstücke, die ihre Bühnenwirksamkeit schon bei zahlreichen Liebhaberaufführungen im Familienkreise oder bei geselligen Veranstaltungen erfolgreich bewiesen haben. Ein feiner Humor, liebenswürdige Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, ein stets offener Sinn für das spezifisch Heimatliche in Sprache und Sitte und ein tief empfängliches, warmes Gemüt für alle Aeußerungsformen des Schönen und Guten in Natur oder Kunst sprechen deutlich aus diesen bescheidenen, aber für die Kenntnis und Ueberlieferung des Schaffhauserlebens so äußerst bezeichnenden Schöpfungen zu uns. Es ist denn auch kein Zufall, daß ihr Urheber, wie uns der Herausgeber in einer schlichten Würdigung des Mannes im Vorworte berichtet, ein ganz besonderer Freund der feinfühligsten Poesie des Schwaben Eduard Mörike und der heimatischen Dichtkunst unseres alemannischen Dialektpoeten Johann Peter Hebel gewesen ist; es ist, als sprächen künstlerische Anregungen und Vermächtnisse dieser zwei mustergültigen Vorbilder aus der „heiteren Beschaulichkeit“ und dem „sonnigen Humor“, die sich auch in den Lustspielen Neher's bemerkbar machen. Es würde uns hier zu weit führen, die einzelnen, fast durchgehend gleich gut geratenen Bilder, Szenen und Schwänke aus dem Schaffhauser Gesellschaftsleben, wie sie ein intimer Kenner so wirkungsvoll zu gestalten verstand, eingehender zu betrachten und zu würdigen. Von den sechs Nummern, die das gehaltvolle Bändchen ausmachen, hält es schwer, einzelnen den Vorzugspreis zuzuerkennen; gelungen und wirksam sind sie alle, jede in ihrer besondern Eigenart typisch und effektvoll. Das gilt ebenjoseph von der köstlichen „Guetelete“ wie vom „Bölima“, vom „Churze Prozeß“ wie vom „Böllemärkt“ und dem köstlichen Epilog „Dha!“ in welchem die prächtigen Typen des Stadtpolizisten, des Ausrufers „Schnabelegger“ und

*) Seeben sind Reinharts „Liedli ab em Land“ in zweiter vermehrte Auflage erschienen, Bern, Verlag von A. Francke, 1908. U. d. R.

**) Berndeutsche Szene, Berner Liebhaberbühne, Heft 13, Bern, Verlag von A. Francke 1907.

*) Lustspiele in Schaffhauser Mundart, Zeichnungen von R. Amster. Schaffhausen, Paul Schöps Buchdruckerei 1906.



Das Paracelsus-Denkmal zu Einsiedeln (Phot. C. Birchler, Einsiedeln).

des Gärtners Tobias das Ihrige zur Erweckung einer unverwundlich komischen Wirkung beitragen. Am schwächsten wirkt und auch an künstlerischen Eigenschaften in bezug auf Komposition und Technik am ärmsten erscheint uns das Spiel „Büßjeli, mach miau!“ in dem durch die direkte Beteiligung des Käzchens Spiegeli an der Handlung diese doch unwillkürlich dadurch stark auf das niedrigere Niveau des leicht Possenhaften herabgedrückt wird, so nett die Idee auch sonst erfunden sein mag. Alles in allem genommen aber wird die Literatur Schaffhausens diese Beiträge eines ihrer besten Freunde doch zu den bleibenden Früchten lokaler Dialektpoesie zu zählen

haben, unter diesen gehören die Neberschen Lustspiele wahrlich nicht in die letzte Reihe!

Wir schließen unsere Betrachtung der Neuerscheinungen an schweizerischer dramatischer Literatur, die uns diesmal ein recht buntes, ungleichgeartetes und verschieden zu bewertendes Bild dargeboten hat, mit dem frommen Wunsche, ein nächstes Mal vielen neuen, Gutes versprechenden jungen Talenten begegnen zu dürfen und auch da, wo die bereits anerkannten ältern mit weitem Schöpfungen zu Worte kommen, darunter recht viel Schönes, Gelungenes und Lobenswertes finden zu können!

A. Sch.

Ein Paracelsus-Denkmal

ist zu Maria-Einsiedeln in der Schweiz errichtet worden, wo der merkwürdige Gelehrte geboren ist. Das höchst einfache Monument besteht aus einem mächtigen Findlingsblock mit dem eingelassenen Medaillonbildnis des Paracelsus in Bronze und dem Namenszug. Um den Stein gruppieren sich eine Anzahl anderer Blöcke, die zusammen mit dem buschigen Hintergrund eine stimmungsvolle Anlage bilden.

Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim ward am 17. Dezember 1493 als Sohn eines Arztes und Chemikers in einem dürftigen Haus an der Teufelsbrücke bei Einsiedeln geboren, das heute noch steht und eine Gedenktafel trägt. Er durchreiste einen großen Teil Europas und erweiterte dabei namentlich seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse wie auch seine ärztliche Kunst. Als ein echtes Kind seiner Zeit suchte er nach dem Stein der Weisen und einem Universalheilmittel; nebenbei entdeckte er manche wertvolle Medizin und machte er sich als Arzt und auch als Wundarzt durch einige glückliche Kuren weithin berühmt. Paracelsus erhielt 1526 in Basel die Stelle eines Stadtarztes und zugleich einen Lehrstuhl der Medizin. Er erwarb sich eine große Zahl Anhänger, die Paracelsisten genannt wurden. Nach einem Streite mit dem Magistrat verließ der Gelehrte 1528 die Stadt und nahm sein unstetes Wanderleben in der Schweiz und in Süddeutschland wieder auf. Im Jahre 1541 wurde er, wahrscheinlich zu Salzburg, ermordet. Dort findet sich heute noch sein Grab in der Sebastianskirche.

Paracelsus hat sich durch sein marktschreierisches Wesen viel geschadet. Immerhin aber besitzt er große Verdienste um die moderne Heilkunde, die Pharmacie und die Naturwissenschaften. Durch seine Medizin geht ein mystischer Zug. Er sah sich die Krankheit als ein parasitisches lebendes Wesen an, womit er allerdings zum Teil recht hatte (Bakterien). Seine Schriften sind überaus zahlreich, doch wegen ihres Schwulstes, ihrer Verworrenheit und Unklarheit kaum lesbar. Gedruckt wurde nur das Wenigste.

Leo Wirth, Charlottenburg.

Spätherbsttag.

So dunkel ist es, daß sogar am Morgen
Man keinen hellen Tageschein gewahrt —
So dunkel ist's! Die ganze Erdenfreude,
Sie liegt als Leiche draußen aufgebahrt.

Darüber hat mit harten Schwielenhänden
Ein Weib das schwarze Sargtuch ausgespannt.
Die Sorge war's, sie stöhnte bei der Arbeit,
Als hätte sie die Tote einst gefannt.

Der Ostwind rauscht. Die Tannenzweige ätzen,
Und raschelnd fällt das welke Laub vom Baum;
Der Ostwind tobt, er schreit in alle Lande:
Das Glück ist tot, nun schafft das Leid sich Raum!

Nanny von Escher, Albis.

